Seine Frau [Schluss]

Autor(en): **Haemig, Lucie**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-572434

Nutzungsbedingungen

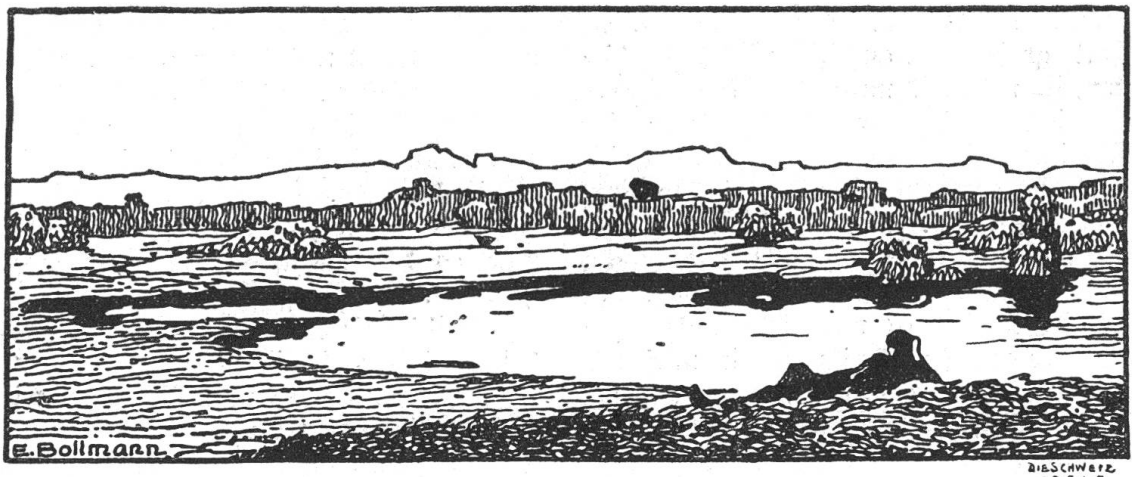
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Spiegelbild

Ich ſchau mich an. O, bin ich ſogeſtalt
Den Engeln nah, umlagert von Dämonen,
Von Sünden heiß, an Tugend arm und kalt,
Ein teurer Tempel, wo doch Sötzen thronen.

Ein Staubgebild, von heiligem Geiſt durchglüht,
Und ſchwank und ſchwer von aller Schuld der Erde,
Herr eines Sterns, der hoch und einſam blüht
Und heimatlos in ungemeſſener Herde...

Ich ſchau mich an. Von Stolz und Demut wund —
Was ſoll ich ſcheiden, ach, was ſoll ich einen,
Was ſoll ich haſſen, arme Seele, und
Was ſoll ich ewig lieben und beweinen...

Victor Hardung, St. Gallen.

Seine Frau.

Novelle von Lucie Haemig, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

III. (Schluß).

„Iſt meine Frau noch nicht zurück?“ fragte Siril das Mädchen, das ihm den Tee aufs Zimmer brachte.

„Nein, die gnädige Frau iſt noch nicht da,“ ſagte das Mädchen, „aber ſie wird ja wohl jetzt dann kommen.“

Siril zog die Augenbrauen hoch. Er ärgerte ſich ſehr über dieſen Nachſatz. Mit Dienſtboten war immer dieſelbe Geſchichte: im Moment, da man ſie etwas fragte, betrachteten ſie ſich als zu einem gehörig und begannen überflüſſig zu reden. Er wartete, bis das Mädchen gegangen war, dann griff er nach der kleinen ſilbernen Kanne und goß ſich den Tee ein. Eſſen mochte er nichts. Er hatte nur Durſt. Einen brennenden, quälenden Durſt, der ihn die ganze Nacht nicht hatte ſchlafen laſſen. Es konnte kein Zweifel mehr beſtehen, er mußte krank ſein. Jetzt, da er auf war, fühlte er erſt, wie elend ihm war. Wenn Maria-Louiſe nicht bald nach Hauſe kam, mußte er den Doktor antelephonieren. Ja, mit den Frauen war das auch immer dieſelbe Geſchichte. Sie ſaßen jahrelang um einen herum, verwöhnten einen ohne Grund und Syſtem, und wenn man ſie einmal brauchte —

wirklich brauchte, dann waren sie fort. Er hatte große Lust, an Alice zu telegraphieren, sie möchte kommen und ihn pflegen. Wenigstens ein paar Zeilen wollte er ihr schreiben. Sie hatten sich gestern nur einmal und ganz flüchtig während des Vortrages gesehen. Nachträglich ärgerte er sich nun auch sehr, daß er nicht ihren Rat befolgt hatte und im Hotel über Nacht geblieben war. Es wäre jedenfalls angenehmer gewesen für ihn, in einem Hotelbett krank zu liegen, als hier unter diesen Verhältnissen. Der Teufel mußte ihn gestern geritten haben, daß er, zu dieser späten Stunde und mit einer solchen Erkältung im Leibe, mit Maria-Louise noch von dieser Geschichte zu reden angefangen hatte. Läge er jetzt im Hotel krank, so würde Alice an seinem Bett sitzen und ihn pflegen. Er konnte sie sich sehr gut vorstellen, wie sie neben ihm saß und ihm die Hand streichelte. Sie hatte eine sehr weiche kleine Hand. Aber freilich, immer hätte sie nicht an seinem Bett sitzen können. Sehr wahrscheinlich hätten sie sich nur für ein paar Stunden im Tag gesehen. Die übrige Zeit wäre er sich selbst überlassen gewesen. Da hätte er dann mitanhören müssen, wie auf allen Etagen geklingelt wurde, wie Frühstücke in die Zimmer getragen wurden, wie man Schuhe vor die Türen stellte. Und dabei hätte er es mit Dienstboten zu tun gehabt, welche die Fenster in dem Moment öffnen, wo sie geschlossen werden sollten. Die keinen Ofen zu regulieren verstanden und nicht wußten, daß man, um ein Pulver einzunehmen, einen Löffel und Wasser brauchte. Das alles wäre dann kaum zu ertragen gewesen. Hätte ihn wahrscheinlich noch viel kränker gemacht.

Siril lehnte sich jetzt in den großen Armstuhl zurück und schloß die Augen. In seinem Kopf hatte es stark zu hämmern begonnen. Er mußte zu viel Tee getrunken haben. Vielleicht war es für seinen Zustand überhaupt verderblich gewesen, Tee zu trinken. Ein anderes Getränk hätte ihm offenbar besser getan. Aber diese Bertha brachte einem alles, was man verlangte, selbst wenn es Gift war. Er öffnete nun wieder die Augen und sah im Zimmer herum. Irgendwo mußte seine Brieftasche mit Alice's Photographie liegen. Er hätte das Bild jetzt gern ein wenig betrachtet. Aber er war zu müde, um aufzustehen. Schließlich konnte er sich ihr Bild ja auch so vorstellen. Und dann mußte ja jeden Augenblick Maria-Louise kommen. Wenn er sich nicht irrte, hatte es vorhin geläutet. Aber vielleicht war es der Metzger oder der Bäcker gewesen.

Siril lehnte den Kopf zurück, und dabei dachte er: „Es ist merkwürdig, wenn man krank ist, kann man sich über rein nichts aufregen. Es ist dann, wie wenn alle Dinge, mit denen wir sonst uns zu beschäftigen gewohnt sind, eine Distanz annehmen würden. Wäre ich gesund, so wäre mir der Gedanke an die nächste halbe Stunde jedenfalls sehr unangenehm. So denke ich gar nicht daran. Ich sitze einfach da und warte, bis sie kommt. Und wenn sie da ist, sage ich ihr, daß ich krank bin. Was dann weiter geschieht, weiß ich nicht. Es interessiert mich auch gar nicht."

Von der Treppe her kamen jetzt Schritte, dann klopfte es an seine Türe. Im nächsten Moment trat Maria-Louise ins Zimmer. Sie kam langsam auf ihn zu und sagte: „Ich höre, du seiest krank. Du hast dich wohl noch mehr erkältet?"

Er spürte an der Art, wie sie sprach, daß sie rasch gegangen war. Vielleicht hatte sie auch Angst um ihn. So genau konnte er das nicht konstatieren. „Ja, ich fühle mich sehr elend," sagte er nun. Er hätte gern noch beigefügt, daß er jedesmal, wenn er husten müsse, einen stechenden Schmerz im Rücken empfinde und daß er sehr heftige Kopfschmerzen habe. Aber das alles kostete ihn zuviel Anstrengung. Und dann schämte er sich auch ein wenig, ihr wie ein kleiner Junge seine Gebrechen aufzuzählen.

„Ich will den Doktor antelephoniren," hörte er sie jetzt sagen.

Er nickte. Er war froh, daß sie von selbst auf diese Idee kam. Sie schritt nun wieder nach der Türe hin. Dann hörte er sie die Treppe hinabgehen. Gleich darauf ging die Telephonklingel. „Ja, ich bin entschieden krank," sagte er sich wieder. „Ich glaube, daß ich hohes Fieber habe." Er griff nach der Uhr, die vor ihm lag, und begann sich den Puls zu zählen. Aber er konnte zu keinem richtigen Resultat kom-

men. Das Hämmern im Kopf übertönte alles. „Ich muß wieder zu Bette gehen," dachte er. „Da kann ich wenigſtens ſchlafen." Auch war es ihm jetzt plötzlich Angſt, er könnte ſich auf dieſem Stuhl noch mehr erkälten. Er bog den Kopf etwas vor und lauſchte. Es kam wieder jemand die Treppe herauf. Gleich darauf tat ſich die Türe auf, und Maria-Louiſe trat, vom Mädchen gefolgt, ein. Die beiden Frauen begannen ſein Zimmer aufzuräumen. „Vielleicht hat ſie das Mädchen mitgenommen, um nicht mit mir allein zu ſein," überſchlug er. „Ich werde eben doch etwas zu ihr ſagen müſſen ... etwas, das auf unſer geſtriges Geſpräch zurückführt. Wenn ich nur wüßte, was ..." Er dämmerte jetzt wieder vor ſich hin. Dann richtete er ſich auf und trank einen Schluck Tee. Schließlich fragte er: „War der Arzt zu Hauſe?"

„Nein," ſagte ſie, „aber es wurde gleich nach ihm geſchickt."

„Ja, ich glaube, ich habe ſehr hohes Fieber," ſagte er nun.

Sie ſah ihn an und ſchwieg. Das ärgerte ihn nun wieder. Er nahm ſich vor, jetzt nichts mehr zu ſagen. Schließlich war es ja auch am bequemſten für ihn. Er ſtützte den Kopf auf und ſchloß die Augen. Dabei hatte er konſtant das Gefühl, als würden ihn die beiden Frauen in einem großen Bogen umgehen. Dieſer Reſpekt vor ſeiner Perſon war ihm nun wieder recht angenehm. Er nahm ſich vor, die Augen nicht mehr zu öffnen, bis er dazu aufgefordert würde. Irgend etwas mußten ſie ja mit ihm vorhaben, ſobald das Zimmer aufgeräumt war.

Er hörte das Mädchen jetzt Waſſer umſchütten. Was Maria-Louiſe tat, konnte er nicht konſtatieren. Er hatte das Gefühl, als wenn ſie ihn anſehen würde. Groß, vorwurfsvoll und mitleidig. Ja, ſo ungefähr mußte ihr Blick ſein.

Das Mädchen hatte das Zimmer verlaſſen, es war jetzt ganz ſtill um ihn. Gleich darauf wurde die Decke, die man ihm umgelegt hatte, von ihm genommen. „Du mußt nun zu Bette gehen," hörte er Maria-Louiſe neben ſich ſagen. Er nickte ſchlaftrunken. Aber er rührte ſich nicht. Da half ſie ihm auf. Wie ein kleines Kind ſtützte ſie ihn. Das tat ihm nun wieder ſehr wohl. Er fühlte, daß er jetzt Zärtlichkeit brauchte. Sehr viel Zärtlichkeit. Gleichviel, woher ſie kam. Als er in dem ſchön durchwärmten Bett lag, fragte ſie ihn, ob er Durſt habe.

„Ja, ich möchte etwas Kaltes trinken," ſagte er. Es war ſehr lächerlich, was er da ſagte.

Sie ſchien es auch zu finden; denn einen Augenblick hatte es den Anſchein, als ob ſie ihm widerſprechen wollte. Aber ſie tat es dann doch nicht. Sie ſchritt bloß nach der Türe hinüber und drückte dort auf die Klingel. Und als das Mädchen kam, befahl ſie ihr, eine heiße Milch zu bringen.

Eine heiße Milch alſo war es, was ihm gut tat! Es überkam ihn jetzt plötzlich ein Grauen beim Gedanken daran, daß er möglicherweiſe im Hotelbett denſelben Wunſch geäußert hätte und man ihm wirklich etwas Kaltes gebracht hätte. Er war überzeugt, daß er dieſes Kalte getrunken hätte. Erſtens, weil er ſehr Durſt hatte und dann auch aus Verzweiflung darüber, daß niemand da war, der ſeinen Zuſtand richtig zu beurteilen verſtand.

Maria-Louiſe war ans Fenſter getreten und zog den einen Vorhang etwas vor. Jetzt konnte er ins Licht ſehen, ohne daß es ihn blendete. Es war merkwürdig, wie ſie alles erriet, was ihm gut tat. Er fühlte ſich ihr gegenüber nun doch etwas verlegen. Wenn ſie jetzt dann mit der Milch kam, wollte er etwas ſagen zu ihr. Aber freilich, er wußte noch immer nicht, was ...

Von der Straße her vernahm man das Schellengeläute eines Schlittens. Dann hörte man das fröhliche Lachen von Kindern. Maria-Louiſe ſtand noch immer drüben beim Fenſter. Sie trat erſt davon zurück, als an die Türe geklopft wurde. Dann kam ſie mit der dampfenden Milch in der Hand auf ſein Bett zu. Er fühlte ſich jetzt tatſächlich ſo müde, daß es ihn Anſtrengung koſtete, den Kopf zu heben. Sie ſchien das zu bemerken; denn ſie goß die Milch in die Untertaſſe und gab ihm ſo zu trinken. Er erinnerte ſich, daß ſie das immer ſo gemacht hatte, wenn Marlies oder Inge krank lagen. Er trank in großen, haſtigen Zügen, dann ſagte er: „Danke!"

Und dieſem Danke ſchickte er ein unverſtändliches Gemurmel nach.

„Willſt du noch etwas?“ fragte ſie ihn.

Er ſchüttelte den Kopf. Gleich darauf begann er wieder zu reden; aber ſie verſtand ihn auch jetzt noch nicht. Sie ſchien indes zu fühlen, was er ſagen wollte; denn es ſtieg ihr plötzlich eine brennende Röte ins Geſicht. Da ſtrengte er ſich an, deutlicher zu werden. Er ſagte: „Es tut mir für dich leid, daß du nun noch ſo Mühe mit mir haſt.“

Sie antwortete nicht; aber er ſah, daß ſie ganz blaß geworden war. Er wollte jetzt noch etwas ſagen; aber da griff ſie auch ſchon nach der Taſſe und ſchritt damit ſtill aus dem Zimmer.

IV.

Marlies und Inge ſaßen am Tiſch und ſpielten Domino. Erſt war es „Halma“ geweſen, das ſie vorgenommen hatten, dann „Eile mit Weile“, und jetzt griffen ſie zu dieſer Zerſtreuung. Nachher war es dann wahrſcheinlich Zeit ins Bett zu gehen. Seit der Papa oben krank lag, gingen ſie immer allein zu Bette. Immer punkt ſieben Uhr. Die Bertha brauchte ſie erſt gar nicht darauf aufmerkſam zu machen.

„Miſch die Steine gut,“ ſagte Inge jetzt zu Marlies.

Marlies nickte und begann mit beiden Händen auf dem Tiſch herumzurudern. Es ſah furchtbar komiſch aus. Aber Inge mochte jetzt nicht lachen. Es machte ihr überhaupt nichts mehr Spaß. Marlies ging es grad ſo, Inge wußte es genau. Nur eben ſprach man nicht davon. Inge mußte plötzlich ſchwer ſeufzen.

„So, nun können wir beginnen,“ ſagte Marlies und zog einen Stuhl zu ſich heran. Inge hatte ſich auch geſetzt und begann die verſtreuten Steine auf dem Tiſch zu ſammeln. Mitten in dieſer Arbeit hielt ſie inne und blickte nach der Tür hinüber.

„Es iſt nichts!“ ſagte Marlies.

„Doch — ich höre jemand die Treppe herabkommen...“

Marlies hörte nun auch Schritte. Sie kamen direkt auf ihre Tür zu. Gleich darauf trat Maria-Louiſe ins Zimmer.

Marlies und Inge blickten ein wenig verwirrt und verlegen, aber doch auch ſehr glücklich nach der Eintretenden hin. „Mama!“ flüſterten ſie beide leiſe.

„Gelt, ſo lange habe ich euch warten laſſen,“ ſagte Maria-Louiſe. „Und ihr ſeid doch ſo ſtill geweſen — keinen Ton hat man den ganzen Tag von euch gehört.“

Marlies und Inge blickten ſtill auf ihre Steine nieder. Dann ſagte Marlies: „Wir haben dieſen Nachmittag frei gehabt, nicht wahr, Inge?“

„Ja,“ ſagte Inge, „wir haben frei gehabt.“

Maria-Louiſe ſtand jetzt neben ihren beiden Töchtern und fuhr ihnen ſanft mit der Hand über das blonde Haar. Und dabei dachte ſie: Dieſes Spiel hat er auch ſchon mit ihnen gemacht. Es iſt aber ſchon lange her. Vielleicht zwei Jahre. Ich möchte wiſſen, ob ſie ſich noch daran erinnern. Aber ich werde nicht den Mut haben, ſie darnach zu fragen ... Ich werde ihn nicht haben ...“

„Mama, möchteſt du etwa mit uns ſpielen?“ fragte Inge ſanft und bot der Mama ihren Sitz an.

Maria-Louiſe wehrte mit einem müden Lächeln ab. „Ich ſetze mich etwas abſeits und ſchaue euch zu,“ ſagte ſie.

„Soll ich dir ein Kiſſen zum Anlehnen holen?“ fragte Marlies und haſtete, ohne eine Antwort abzuwarten, mit ihren langen mageren Beinen um den Tiſch herum.

Maria-Louiſe nickte ihrer Aelteſten dankbar zu. Dann fragte ſie: „Weshalb iſt es ſo kalt in dieſem Zimmer?“

„O, es iſt doch nicht kalt hier, Mama,“ ſagte Inge. „Marlies und ich haben ganz warm.“

„Ja, wir haben ganz warm,“ beſtätigte Marlies.

Maria-Louiſe horchte plötzlich aufmerkſam nach der Türe hin. Es war ihr, als wenn ſie vorhin im Treppenhaus Schritte vernommen hätte. Vielleicht, daß die Krankenſchweſter ſchon wieder nach ihr ſchickte. „Geh, Inge,“ bat ſie leiſe, „und öffne mir die Türe, damit ich hören kann, was im Haus vorgeht.“

Inge rutſchte gehorſam von ihrem Stuhl. Sie hatte ſchöne ſchlanke Beine, die in ſchwarzen Hausſchuhen ſtaken. „Dieſe Schuhe werden ihr nächſtens zu

klein ſein," dachte Maria-Louiſe. Und dann horchte ſie wieder nach der Türe hin. Aber ſie hörte jetzt nichts mehr. Sie mußte ſich geirrt haben.

„Piep — piep," machte der Kanarienvogel in ſeinem Käfig oben und ſtreute nach allen Seiten Körner aus. Er hatte eben vorhin vor dem Fenſter einen Vogel entdeckt, dem er jetzt zeigen wollte, wie er im „Vollen" ſaß. Auch ein Bad gedachte er noch vor den Augen des andern zu nehmen. Das Straßenvolk ſollte endlich merken, daß er etwas „Beſſeres" war.

Maria-Louiſe ſtand jetzt von ihrem Sitz auf und ging ins Nebenzimmer. Es war eine dumpfe, ſtickige Luft darin. Das Mädchen mußte vergeſſen haben, die Fenſter zu öffnen. Auch lag auf allen Möbeln Staub, und in einer Vaſe ſtanden verwelkte Roſen. Der Tiſch und der Fußboden waren ganz voll Blütenblätter. Sie dachte: Zimmer, die nicht bewohnt werden, haben etwas Seelenloſes an ſich. Sie leben noch eine Zeit lang in der Erinnerung fort und ſterben dann langſam ab wie jene Blumen dort.

Maria-Louiſe ſchritt um den runden Tiſch herum und kniete dann vor dem Bücherregal nieder. Hierauf griff ſie nach einem Band des Konverſationslexikons. Dabei fühlte ſie deutlich, wie ihr die Knie zu zittern begannen. Sie mußte wieder aufſtehen und ſich ſetzen. Das Buch lag jetzt in ihrem Schoß. Sie betrachtete es ſtumm, faſt feindlich, dann begann ſie darin zu blättern. Zuerſt vorn, dann ganz hinten. Endlich fand ſich die richtige Seite. Sie ſtützte den Kopf auf und fing zögernd zu leſen an. Aber ſchon nach wenigen Zeilen begannen ihr die Buchſtaben vor den Augen zu tanzen. Sie mußte eine Pauſe machen. Dann fing ſie von neuem zu leſen an. Sie las den Abſchnitt jetzt in einem Zug zu Ende. Dann ſuchte ſie nochmals die Stelle nach, wo es hieß: „In ſieben bis acht Tagen tritt meiſtens die Kriſe ein ..." Dieſe Stelle las ſie noch zweimal, dann begann ſie an den Fingern die Tage abzuzählen. Auf Mittwoch oder Donnerstag mußte die Entſcheidung fallen ... auf Mittwoch oder Donnerstag ...

Sie ſtand plötzlich vor dem Spiegel, der über dem Schreibtiſch hing, und ſah ſich ſtarr an. Sie mußte wiſſen, wie eine Frau ausſah, der ſo Schreckliches bevorſtand. Aber ſie konnte nichts Auffälliges an ſich entdecken. Sehr blaß und mager war ſie geworden, das ſchon ... Sie ſchritt jetzt wieder nach der Türe hin, und im Gehen rieb ſie ſich die Wangen. Sie tat es ganz mechaniſch.

„Mama!" ſagten Marlies und Inge wieder leiſe, als ſie eintrat. Es war, als wenn ſie ſagen wollten: „Wir ſind ſehr glücklich, daß du noch da biſt."

Maria-Louiſe überhörte dieſes „Mama". „Mittwoch oder Donnerstag ..." klang es beſtändig in ihren Ohren nach. „Mittwoch oder Donnerstag ..." So deutlich vernahm ſie die drei Worte, daß ihr war, als würde jemand flüſternd neben ihr gehen. Sie ſtand jetzt beim Ofen drüben und machte die kleine gußeiſerne Türe auf. Das Feuer war ausgegangen. Selbſt die Aſche war ſchon ganz erkaltet. „Holt mir die Bertha," ſagte ſie jetzt; „ſie muß friſch einheizen, ihr erkältet euch ſonſt!"

Marlies und Inge ſahen ſich an. Dann ſagte Marlies: „Sie iſt jetzt aber nicht da, die Bertha, Mama. Sie hat Papas Rezept nach der Apotheke hingetragen!"

„Und iſt ſeither nicht wiedergekommen?" fragte Maria-Louiſe. „Das war doch ſchon vor einer Stunde!"

Marlies ſchien ſich zu beſinnen. „Wir haben ihr eben verboten zu kommen," begann ſie etwas ſtockend, „bis ... bis ..."

„Bis ſie die Arznei hat!" ergänzte Inge raſch. „Sie iſt heute ſchon einmal ohne eine Flaſche gekommen."

„So ... ſo!" ſagte Maria-Louiſe leiſe und hielt ihre Hände gegen den kalten Ofen hin. Und dabei rannen ihr plötzlich zwei große Tränen die Wangen hinunter.

Marlies und Inge hatten ein neues Spiel begonnen. „Fang du an!" gebot Marlies leiſe und noch ehe ſie ihre Steine richtig geordnet hatte. Und Inge griff voller Haſt in ihren Durcheinander und legte den erſtbeſten Stein vor die Schweſter hin. Und Marlies reihte an dieſen Stein einen zweiten und einen dritten und hätte wohl noch lange ſo weiter gemacht, wenn Inge ſie nicht flüſternd auf ihr ſonderbares Vorgehen aufmerkſam gemacht hätte. Und nun ſahen ſie beide ein, daß dieſes Spiel wohl eigentlich keine Gültig-

keit hatte und von Rechts wegen neu begonnen werden mußte. Nur eben hatten sie beide so gar keine Lust zu diesem neuen Spiel. Es war so schrecklich, daß die Mama immer noch drüben beim Ofen stand und kein Wörtlein zu ihnen sagte.

„Piep — piep," machte der Kanarienvogel wieder. Er war auf das unterste Stäbchen gehüpft und blickte von dort mit gefällig gesenktem Köpfchen und runden Glanzäuglein zu ihnen nieder.

Marlies und Inge begannen jetzt ihre Steine zu verpacken und kamen dann langsam um den Tisch herum. Und wie sie dem Ofen ganz nahe waren, da sahen sie plötzlich, daß die Mama weinte. Ach, wie das weh tut, eine Mama weinen zu sehen ...

Ganz still war es im Zimmer geworden. So still, daß man plötzlich ganz deutlich das Ticken der kleinen Schwarzwälderuhr vernahm.

Maria-Louise hob jetzt den Kopf. „Seid ihr fertig mit dem Spiel?" fragte sie und trocknete sich die heimlichen Tränen ab. Sie erhielt keine Antwort. Wie sie sich nun aber umsah, da blickte sie in ein braunes und in ein blaues Augenpaar, aus dem alle Freude wie ausgelöscht war.

Maria-Louise weinte jetzt nicht mehr. Sie kniete vor den beiden versteinerten Heiligenbildern nieder und küßte sie so lange, bis wieder Leben in ihnen war. Und dann führte sie sie nach dem Sofa hinüber, und dort saßen sie nun zu dritt, hielten sich fest bei den Händen und sahen dem Schneegestöber zu, das draußen begonnen hatte. Und jedes Mal, wenn sich so eine weiße, vorwitzige Flocke auf die Fensterbank niederließ, sahen sich Marlies und Inge an und lächelten. Denn es wollte sie so schön dünken, daß es Schneeflocken gab, die sich zutraulich wie kleine Vögel vor die Fenster der Menschen setzten.

Als Maria-Louise wieder aufstand, gaben ihr Marlies und Inge noch das Geleite bis an die Türe hin. Und dort zupfte Inge die Mama am Kleid und fragte leise, so leise, daß man es kaum verstehen konnte: „Weiß Papa, daß morgen mein Geburtstag ist?"

„Ja, Kind, er weiß es!" sagte Maria-Louise.

Inge hielt die Hand der Mama jetzt ganz fest. „Hast du es ihm gesagt?" forschte sie weiter, „oder ... oder hat er von selbst daran gedacht ..."

Maria-Louise senkte den Blick vor Inges klaren blauen Augen. „Gewiß, Inge," sagte sie, „er hat von selbst daran gedacht."

Inge gab die Hand der Mama jetzt wieder frei. Auf ihrem hübschen Kindergesicht lag ein großes Glück ...

Maria-Louise schloß die Türe und schritt dann gegen die Küche hin. „Morgen ist Inges Geburtstag," sagte sie zu dem Mädchen, das Kartoffeln schälte. „Wenn Bertha zurückkommt, so muß sie ihr noch etwas kaufen gehen. Vielleicht ein Spiel und dann noch etwas etwas, das ihr der Herr geben könnte..."

Maria-Louise konnte plötzlich nicht mehr weiter sprechen. Sie dachte: „Das ist der letzte Geburtstag, an dem das Kind noch einen Vater hat. So oder so, es wird der letzte sein."

„Vielleicht eine Federschachtel oder dann Taschentücher!" riet die Köchin jetzt. Sie gab sich alle Mühe, der Madame mit einem passenden Rat an die Hand zu gehen.

Und Maria-Louise sagte leise und gutwillig wie ein kleines Kind: „Ja, ja, Taschentücher!"

V.

„Es wird kalt heute nacht!" sagte jemand, und dann war es wieder ganz still im Zimmer. Man hatte sich nichts mehr zu sagen. Man wartete. Wartete mit gesenktem Blick und einer beklemmenden Unruhe im Herzen auf das Rollen von Rädern, auf den schweren langsamen Tritt von Pferden, den man nun jeden Augenblick hören mußte. Irgendwo in einer Ecke hatte wieder jemand zu schluchzen angefangen. Leise und eindringlich. Es klang wie der verschüchterte Lockruf eines Vogels. Dann wechselte jemand, dem das Stehen zu schwer wurde, die Stellung seiner Füße. Die Schuhe mußten neu sein oder dann frisch gesohlt; denn es ging ein lautes Knarren von ihnen aus, das sich selbst dem Parkettboden mitteilte. Links tat sich jetzt nochmals die Türe auf, und es huschte noch eine dunkle Gestalt herein. Sie stellte sich in die hinterste Reihe der

Leidtragenden und ſah ſich mit ruhigem, faſt zufriedenem Ausdruck im Zimmer um. „Die Krankenſchweſter!“ flüſterte eine der ſchwarz verhüllten Frauen. Und nun ſahen ſich drei, vier Köpfe nach der Eintretenden um. Eine der Damen trat ſogar etwas vor, um ſich die Perſon, die ſo tüchtig geweſen war, näher anzuſehen. Und wie ſich ihr Blick zufällig mit dem der Schweſter traf, nickte ſie dieſer wohlwollend zu. Die Schweſter erwiderte den Gruß. Freundlich, aber doch etwas befremdet, denn ſie kannte die Dame nicht, hatte ſie noch nie geſehen. Gleich darauf trat wieder jemand ins Zimmer und ſagte ſehr feierlich: „Die Wagen ſind jetzt alle unten!“

Maria-Louiſe ſah ſich plötzlich in ihrem Schlafzimmer ſtehen, und jemand ſetzte ihr die Witwenhaube auf und ließ den langen düſtern Schleier über ſie fallen. Und noch jemand zog hintereinander ein paar Schubladen auf und ſagte: „Wenn ich nur wüßte, wo ſie ihre Taſchentücher hat!“ Und während all dem hörte man unaufhörlich Schritte die Treppe hinabgehen. Ein fortwährendes Knarren und Aechzen kam von den Stufen her. Es klang, wie wenn lauter Särge getragen werden müßten.

Maria-Louiſe ſchritt jetzt auch die Treppe hinab. Sie hielt das Taſchentuch, das man ihr gegeben hatte, dicht vor den Mund; denn das ganze Haus war voll von einem ſüßlichen, atemraubenden Blumenduft. Von unten herauf kam ein Luftzug und ſchlug eine Türe zu. Drei ſchwarze Schleier ſtiegen wie auffahrende Flammen empor und fielen dann wieder zitternd in ſich zuſammen.

Und dann ſaß Maria-Louiſe im Wagen und blickte mit abgewandtem Kopf und müden, glanzloſen Augen zum Fenſter hinaus. Vor ihr auf der Straße ſtand eine Frau, die ein großes, unförmiges Waſchbündel in den Armen hielt. Dicht daneben ein Junge, dem das Strumpfband über den Schuh herunterhing. Sie blickten beide mit vor Neugier faſt ſtechenden Augen zu ihr in den Wagen hinein. Maria-Louiſe empfand ihre Blicke als etwas Schmerzhaftes, Unangenehmes. Sie hätte den Kopf jetzt wenden mögen, aber ſie tat es nicht. Eine unklare Scheu vor den Perſonen, die mit ihr im Wagen ſaßen, hielt ſie davon zurück.

Von außen wurde jetzt der Schlag zugemacht, dann ſetzte ſich der Wagen langſam in Bewegung. Die Frau und der Junge blickten ſie ein letztes Mal an und blieben dann zurück. Andere Bilder zogen an dem Fenſter vorüber. Gruppen von Frauen und Kindern, die die Neugier auf die Straße getrieben hatte. Verſchneite Wieſen und Gärten. Männer, die mit dem Hut in der Hand ſtillſtanden und den Trauerzug mit ſchönem Ernſt im Geſicht an ſich vorüberziehen ließen. Dann wieder flog ein Schlitten vorbei. Laut und leichtfertig, als wenn das ganze Leben nichts als ein fröhlicher Schellentanz wäre.

Maria-Louiſe fühlte eine faſt ſtechende Müdigkeit im Rücken. Sie hatte verſucht, ſich etwas zurückzulehnen, aber nur für einen kurzen Augenblick. Dann nahm ſie wieder ihre frühere Stellung ein. Sie war hinter einem ſchwarzen Schleier einem Blick begegnet, der ihr alles Blut vom Herzen nahm. So, ganz ſo hatte ſie vor zwei Tagen die Krankenſchweſter angeſehen. Mit demſelben Blick. Er war ſchrecklich, dieſer Blick. Schrecklich in ſeiner herzloſen Verſtändigkeit. Maria-Louiſe hätte jetzt weinen mögen. Aber ſie konnte es nicht. Der Hals war ihr ſeit zwei Tagen wie zugeſchnürt. Vor ihren Augen ſtieg langſam ein ſchattenhaftes Bild auf, das immer mehr feſte Geſtalt annahm. Sie ſah wieder das Krankenzimmer vor ſich, die verhängten Fenſter und die Lampe, die im Hintergrund brannte. Sie ſah Siril, wie er vom Fieber ſchon faſt aufgezehrt in ſeinen Kiſſen lag. Neben ihm ſtand die Krankenſchweſter mit dem Eiskübel. Sie ſelbſt ſaß abſeits in einem Stuhl. Es hatte ſie kurz zuvor ein Schwindel erfaßt, und da hatte ihr die Schweſter mit dem Nebenzimmer gedroht, falls ſie ſich jetzt nicht ein wenig Ruhe gönnen würde. In dieſem Stuhl hatte ſie über eine Stunde geſeſſen und mit quälender Unruhe die Vorgänge am Bett drüben beobachtet. Sie ſah, wie die Schweſter den Eisbeutel mit kleinen, glitzernden Eisſtücken füllte und dann ein Tuch darum ſchlang. Wie ſie ſich hierauf über den Kranken neigte und ihm die kalte Maſſe auf die Stirne legte. Sie ſah, wie

Siril zuſammenzuckte und laute, unzuſammenhängende Worte ſprach. Wie er dann aber gleich wieder ruhig wurde und in einer ſtillen, faſt glücklichen Ausſpannung die Augen ſchloß. Und ſie hatte gedacht: „Wenn er jetzt etwas ſchlafen könnte ... nur zehn Minuten lang ... Was ſoll ich tun, daß er ſchlafen kann? Soll ich mich vor dieſem Stuhl hier in die Knie werfen und ihn um Erbarmen anflehen, oder ſoll ich darauf ſitzen bleiben und verſuchen zu beten?“ Sie hatte lange nicht mehr gebetet, aber jetzt wollte ſie es tun. Sie faltete ihre Hände, öffnete die Lippen — da hörte ſie ihn auch ſchon wieder „Alice!“ rufen.

Vorn am Bett wandte die Krankenſchweſter den Kopf und ſah zu ihr herüber. Es lag eine gütige, faſt mütterliche Aufforderung in ihrem Blick. Und ſie folgte dieſer Aufforderung. Sie ſtand, als wenn es ganz ſelbſtverſtändlich wäre, was ſie da tat, von ihrem Sitz auf, trat an das Bett heran und ſagte — ſie ſagte es vielleicht zum fünfzigſten Mal: „Liebling, ſei ruhig, ich bin ja bei dir!“ Und als ſie das geſagt hatte, nahm ſie Sirils Hand in die ihre und ſtreichelte ſie.

Die Krankenſchweſter war an den Waſchtiſch herangetreten und mengte dort ein Pulver. Dann hörte man ſie Waſſer umſchütten. In dieſem Moment klopfte es an die Türe. Die Krankenſchweſter ging auf den Zehenſpitzen hinüber und öffnete. Dann hörte man ſie mit jemandem flüſtern. Maria-Louiſe konnte nicht ſehen, wer es war, da ſie der Türe den Rücken zugedreht hielt. Aber ſie hörte plötzlich jemand leiſe ihren Namen rufen: „Maria-Louiſe!“ und dann noch ein Mal: „Maria-Louiſe!“

Etwas verwirrt ſah ſie ſich um. In dieſem Moment begegneten ihre Augen denjenigen der Krankenſchweſter. Es war nur ein kurzer, flüchtiger Blick. Aber in dieſem Blick lag ein unverkennbares Erſtaunen und Begreifen. Und dann auch Mitleid. Sehr viel Mitleid. Maria-Louiſe wagte aus Angſt vor dieſem Mitleid nicht mehr, der Schweſter in die klaren grauen Augen zu ſehen. Und was noch ſchlimmer war, ihre Stimme klang jedes Mal wie zerbrochenes Glas, wenn ſie Siril tröſten wollte. Sie vermochte jetzt nicht mehr als Alice vor ihn hinzutreten. Sie war nur noch die Maria-Louiſe, die ihm die Hand hielt und ihn ſtützen half, wenn er mit glanzloſen Augen nach Luft rang. Um alles war ſie gekommen. Um alles. Selbſt um dieſe kleine armſelige Lüge ...

Von fernher hatte jetzt eine Glocke zu läuten begonnen. Dumpf und troſtlos. Es war der Ton eines richtigen Sterbeglöckleins. „Bald werden wir in der Kirche ſein,“ ſagte ſich Maria-Louiſe, „und dann werde ich weinen können. Es wird eine Erlöſung für mich ſein.“

Die Wagen hielten jetzt. Man half Maria-Louiſe beim Ausſteigen und ordnete ihr den Schleier. Und jemand bot ihr den Arm. Sie dankte. Sie wollte allein gehen.

Das Gotteshaus war dicht beſetzt. Selbſt in den Seitengängen ſaßen die Leute. Ein paar Damen hatten ſogar Taburette mitgenommen. Als Maria-Louiſe eintrat, ſteckten ſie die Köpfe zuſammen und begannen zu flüſtern. Es klang, wie wenn fortwährend trockenes Laub aufgeworfen würde.

Ganz vorn am Altar war Sirils blumengeſchmückter Sarg aufgebahrt. Ein Strahl der untergehenden Winterſonne fiel darauf. Die weißen Roſen leuchteten wie brennende Kerzen aus dem ſatten Grün der Blätter. Maria-Louiſe hatte ſich in die vorderſte Bankreihe führen laſſen. Sie ſaß dem Blumenhügel ſo nah, daß ein am Boden liegender Palmzweig den Saum ihres Kleides berührte. Sie zitterte, als ſie es ſah. Es war ihr, als müßte ſich nun jeden Augenblick der Sargdeckel öffnen und als müßte ſie Siril mit ſeiner leicht vibrierenden Stimme ſagen hören: „Was unterſteht ihr euch, mich in dieſen dunkeln Kaſten einzuſperren? Ich bin ein Künſtler und will leben! Hört ihr, ich will leben, und ich habe ein Recht dazu! Mehr als ihr alle, die ihr da unten ſitzt und glaubt für mich beten zu müſſen. Für einen Künſtler betet man überhaupt nicht. Ihm ſind genug Gebete mitgegeben. Betet für die, die arm ſind und euch nichts zu geben haben.“ Und dann wieder hörte ſie ihn plötzlich „Alice!“ rufen, immer wieder „Alice!“

„Mein Gott, wie iſt das alles ſchrecklich,“ dachte Maria-Louiſe. „Ich kann auch

jetzt wieder nicht weinen. Sie alle haben Tränen, nur ich nicht! Sie sah wieder auf den Palmzweig nieder. Es war ihr, als würde er sie beständig am Kleid zupfen. „Hilf ihm doch!“ schien er zu betteln. „Ach, hilf ihm doch! Du mußt es doch wissen, daß er nicht sterben kann. Und dann — sind nicht zu allen Zeiten Wunder geschehen? Warum solltest du ihn mit deiner Liebe nicht halten können? Die Liebe ist eine Kraft. Sie geht über den Tod hinaus. Steh auf und tritt an den Sarg dort hin und sprich die Worte, die der Heiland einst gesprochen hat. Seine Liebe kann nicht größer als die deine gewesen sein. Aber du mußt dich eilen. Wenn er unter der Erde liegt, ist es zu spät. Dann wirst du ihn nie wieder sehen. Bedenke, was es heißt, ihn nie wieder zu sehen ...“

Maria-Louise saß ganz erstarrt. Ihre Augen waren groß und brennend geworden. Sie kamen nicht mehr los von dem Blumenhügel. Da plötzlich zuckte sie zusammen, ihre Hände krampften sich fest ineinander. „Alice,“ hörte sie ihn wieder rufen, „Alice!“

Von überallher ruhten jetzt Blicke auf ihr. Sogar von der Empore herab. Was starrten sie die Menschen so an? Fanden sie es auch seltsam, daß sie nicht weinen konnte?

Maria-Louise blickte auf ihre kalten Hände nieder, und dabei war ihr, als würde man ihr plötzlich eine Binde von den Augen nehmen. Sie sagte sich: „Diese Menschen wissen alle viel mehr als du. Sie kennen diese Alice und wissen, daß er sie geheiratet hätte, wenn nicht diese Krankheit dazwischen gekommen wäre. Du warst schon seit Jahren der Gegenstand ihres Mitleids. Du hast es nur nicht gemerkt, weil du dich nicht um andere Leute bekümmert hast. Heute nun sind sie gekommen, um an deinem Unglück teilzunehmen. Es ist dies eine Art Schauspiel für sie ...“

Irgendwo hatte sich eine Türe geöffnet, dann trat der Geistliche im Talar an den Sarg heran. Er sprach mit gefalteten Händen das Gebet, dann fing er zu reden an. Aber Maria-Louise vermochte seinen Worten nicht zu folgen. Sie tönten wie ein leerer Schall zu ihr herüber. Ganz in ihrer Nähe hatte wieder jemand zu schluchzen angefangen. Aber auch das hörte sie kaum mehr.

„Amen!“ tönte es jetzt durch das Gotteshaus. Dann begann die Orgel zu spielen. Gleich darauf wurde der Blumenhügel von vier schwarzgekleideten Männern emporgehoben. Und dann schwankte er wie eine lichte weiße Wolke zur Türe hinaus.

Maria-Louise zweifelte einen Moment daran, ob sie jetzt noch die Kraft hätte, von ihrem Sitz aufzustehen. Und wirklich, sie hatte sie nicht mehr. Aber da war jemand, der ihr ein klein wenig behilflich war. Und nun ging es. O gewiß, nun ging es ...

Es war schon fast dunkel, als die Wagen wieder vor dem Haus hielten. Grau und schwer hob sich der Nachthimmel von der weißen Schneelandschaft ab. Maria-Louise sah zögernd nach dem offenen Fenster im zweiten Stock empor. Nun war das Zimmer dort oben ganz leer. Es lagen vielleicht noch ein paar welke Blütenblätter am Boden, vielleicht noch ein Kranz, der vergessen worden war. Und morgen würde auch das verschwinden. Dann blieb ihr von allem, was gewesen war, nichts mehr als eine große Leere. Und mit dieser Leere hatte sie durch ein ganzes, langes Leben zu gehen ...

„Liebes Kind, du solltest dich jetzt etwas hinlegen!“ sagte jemand zu ihr. Aber Maria-Louise hörte nicht auf die Stimme. Es verlangte sie, ihre Kinder zu sehen. Man sagte ihr, sie wären schlafen gegangen.

Maria-Louise legte Hut und Schleier ab und stieg die Treppe zum obern Stockwerk empor. Dann näherte sie sich auf den Zehenspitzen der Schlafzimmertür. Es schluchzte jemand im Zimmer. Dazwischen tönte ein sanftes trostreiches Kinderstimmchen. Sie öffnete leise die Türe. Ihr Blick flog nach zwei weißen Bettchen hinüber, von denen das eine leer stand. Im andern saßen Marlies und Inge. Marlies hatte den Arm fest um Inge geschlungen und redete leise auf sie ein. Denn Inge mußte in einem fort immer weinen. Sie hatte den ganzen Tag geweint. Beim Spielen, beim Essen und selbst beim Geschichtenerzählen. Und weinend hatte sie schließlich ihr langes weißes Nachthemdchen angezogen.

„Inge," ſagte Maria-Louiſe jetzt, und ihre Stimme zitterte ein wenig, „du ſollſt jetzt nicht mehr weinen... Schau, Papa iſt es nun ganz wohl — gar keine Schmerzen hat er mehr!"

Inge hatte ihren müden Kopf in Maria-Louiſens Schoß gelegt. „Ach, Mama," ſchluchzte ſie auf, „ich hab ihm ja nicht mehr für die Taſchentücher danken können!"

Maria-Louiſe hatte das Kind in ihre Arme genommen. „Inge," ſagte ſie leiſe, „ich habe Papa doch geſagt, wie ſehr dich die Taſchentücher gefreut haben!"

Inge hörte einen Moment auf zu ſchluchzen. Dann ſagte ſie leiſe und troſtlos: „Ich hätt's ihm halt ſo gern ſelbſt geſagt!"

Maria-Louiſe ſaß jetzt ganz ſtill. Sie hatte den Kopf etwas zurückgelehnt und hielt die Augen halb geſchloſſen. Von der andern Seite hatte ihr Marlies ihr kleines Kinderhändchen zugeſchoben. Es war, als wenn ſie ſagen wollte: „Gelt, Mama, du hilfſt mir ſie tröſten?"

Da begann Maria-Louiſe vom Himmel zu erzählen und wie ſchön es dort oben ſei. Viel, viel ſchöner als auf der Erde unten.

Inge hatte ſich etwas aufgerichtet und gab ſich redlich Mühe, die Mama jetzt nicht mit ihren Schluchzern zu unterbrechen. Aber es wollte ihr nicht recht gelingen, immer wieder kam ihr das Würgen in den Hals. Doch diesmal wußte Marlies einen Rat. Sie ſchob ihr ganz heimlich ihr Taſchentuch zu und bedeutete ihr, es feſt an den Mund zu halten. Und nun konnte Inge zuhören und weinen. Beides zugleich. Ach, wie klug doch ſo eine ältere Schweſter war!

Maria-Louiſe ſprach jetzt vom Frühling und von den vielen ſchönen Blumen, die man pflücken wollte, um Papas Grab zu ſchmücken. Jeden Tag ſollte er friſche Blumen haben.

Inge ſah mit großen heißen Augen zum Fenſter hinaus. Sie dachte dieſem Frühling nach und der Sonne, die es brauchte, um den Schnee auf Papas Grab zu ſchmelzen. Erſt wenn der Schnee fort war, konnten ſie mit ihren Blumen kommen. Erſt dann. Und das würde noch ſo lange dauern. So furchtbar lange ... „Mama," ſagte Inge jetzt leiſe, „wenn ich nur wüßte... Aber das geht wohl nicht ... oder vielleicht doch... Sag, Mama, wirſt du es mir ſagen, ob es geht oder nicht?"

„Gewiß, Inge!" ſagte Maria-Louiſe.

Inge warf jetzt noch einen raſchen Blick zu Marlies hinüber. So, als wenn ſie ſagen wollte: „Du weißt es vielleicht auch, aber ſo ganz ſicher weißt du es vielleicht doch nicht. Und weißt, ich muß ganz ſicher ſein."

„Glaubſt du," begann ſie etwas zaghaft, „daß ... daß Papa einen Brief holen käme, den ich ihm heute nacht vors Fenſter legen würde?"

„Aber gewiß, Kind!" ſagte Maria-Louiſe leiſe.

„Ganz gewiß, Mama?"

„Ganz gewiß, Inge!"

Inge lehnte ſich in ihrem Glück feſt an die Mama an. „Hol mir jetzt Papier und Bleiſtift," bat ſie dann, „und etwas Hartes, auf dem ich ſchreiben kann!"

Maria-Louiſe ging hinaus, um das Verlangte zu holen. Und wie Inge mit allem, was ſie brauchte, verſehen war, legte ſie ſich neben Marlies aufs Bett. Und Marlies ſchlang den Arm feſt um die Mama. Und ſo weinten ſie beide ganz leiſe und heimlich. Und ohne daß Inge es merkte. Denn Inge durfte jetzt nicht geſtört werden. Sie ſchrieb in ihrer ſchönſten Schrift eine ganze lange Seite voll. Und am Schluß machte ſie noch eine Zeichnung. Zwei Sterne, die ſich umſchlungen hielten und von denen jeder einen großen Schweif beſaß. Es waren aber gar keine Sterne, ſondern zwei Vergißmeinnicht. Das eine kam von Marlies, das andere von Inge. Inge hatte unter beide die Namen geſchrieben. Und wie nun die Zeichnung fertig war, faltete ſie das Blatt ſorgfältig und ſteckte es in den Briefumſchlag, den ihr die Mama zurechtgelegt hatte. Und wie alles richtig untergebracht und verklebt war, ſtieg ſie aus dem Bett und legte den Brief vors Fenſter. Dabei mußte genau ausprobiert werden, wo er am günſtigſten lag. Und wie auch das erledigt war, kroch Inge wieder in ihr Bett zurück. Und dabei fielen ihr gleich die Augen zu. Aber ſie flüſterte noch etwas. Maria-

Louiſe mußte ſich tief über ſie neigen, um zu verſtehen, was ſie flüſterte. Sie ſagte: „Nun hab ich ihm doch noch für die Taſchentücher danken können ...“ Und dabei lächelte ſie. Es war ein ſehr glückliches Lächeln. Maria-Louiſe küßte dieſes Lächeln und trug es auf ihren Lippen zu Marlies hinüber. Und dabei dachte ſie: „Dieſe beiden Kinder gehören mir — es ſind ſeine Kinder.“

Carl Spitteler

Zum Geburtstag des Dichters (24. April)

Im Frühling war's, als aus dem finſtern Erebos
Sich eine Seele losrang und gen Erden wandte,
Aufſtieg vom Unbekannten in das Unbekannte,
Doch jauchzend, nun das Licht der Welten ſie umfloß.

Als dann ihr ſonnenfrohes Auge ſich erſchloß —
Wie ſie für alle Erdenſchönheit heiß entbrannte,
Dem Weh des Seins zum Trotz die Flügel mutig ſpannte
Und aufflog zum Olymp, den Ew'gen ein Genoß!

Und wieder lenzt ein Jahr. Ob auch aus tauſend Wunden
Der Schmerz der wirren Menſchheit zu den Göttern ſchreit —
Es weiß die Zeit von hohem Heldentum zu melden:

In Deinen Göttermärchen aber iſt gefunden
Der tiefſte Spiegel für des Daſeins Luſt und Leid,
Der leuchtendſte Geſang von Menſchen und von Helden.

Emil Hügli, Chur.

Lüzzi Peders Erlebnis.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von William Wolfensberger, Fuldera.

Lüzzi Peder war tief unglücklich. Nicht etwa darüber, daß er in einem furchtbaren Rauſch aus dem Tal den ſteilen Weg nach Pralöng hinauftorkeln mußte und gar nicht ſicher war, nicht in einen der riſſigen Seitenſtürze zu fallen. O nein, Lüzzi Peder hatte nicht deswegen Kummer, denn es war wirklich nicht das erſte Mal, daß er mit einem Rauſch von der Viehſchau heimkehrte, und immer war er noch wohlbehalten zuletzt im warmen Bett gelandet.

Daß Lüzzi Peder ſo tief unglücklich war, hatte ſeinen Grund darin, weil er heute auf dem Rückweg den Pfarrer angetroffen hatte. Nicht, daß er ſich vor dem Pfarrer geſchämt hätte! Gibt es ſchließlich eine natürlichere Sache als einen Marktbrander? Und der Pfarrer war auch kein Duckmäuſer, das wußte Lüzzi wohl, und jeder kannte den andern ſeit Jahren, und dann lernt ſchließlich ja auch jeder den andern nehmen, wie er einmal iſt. Beſonders in den Bergen drin, wo faſt alle Menſchen ein bißchen klein erſcheinen neben den jahrhundertalten, weißen, erfahrenen Köpfen. Da gewöhnt man ſich, die Schwächen einander nicht allzuhoch anzurechnen.

Nein, daß Lüzzi Peder jetzt im Rauſch ſo tief bekümmert heimwankte, war begründet in dem Geſpräche, das er mit dem Herrn Pfarrer gehabt hatte. In vierzehn Tagen ſollte in Pralöng wieder die Winterſchule beginnen, und da hatte der Pfarrer geſagt, er werde dieſes Jahr nicht hinaufkommen können wegen ſeiner Kränklichkeit, und darum ſolle er, Lüzzi Peder, ſelber den Religionsunterricht erteilen, er könne es am beſten, da er doch der Lehrer der Kinder ſei.

Vergeblich hatte er mit erſchrockenem Blick abgewehrt; der Pfarrer hatte keine Ausflüchte gelten laſſen. So mußte er ſich fügen, und ſo wankte nun der ſchwer-